

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S. 3 Lesetagebuch April bis Juni 2019 [Andrea Herrmann]
- S.16 Signale aus dem All [Karl Farr]
- S.22 Ein Abend im Juni. Momentaufnahmen [Edda Gutsche]
- S.23 Traumbild [Angelika Schranz]
- S.24 Haikus – dreisprachig [Gert W. Knop]
- S.25 Nachts im Park [Gert W. Knop]
- S.25 Die Biene im Kelch [Paweł Markiewicz]
- S.27 Cheritas [Paweł Markiewicz]
- S.28 Rezension: „Glückspilze“ von Gerd Egelhof [Andrea Herrmann]
- S.29 Wettbewerbe [Andrea Herrmann]

Liebe Leserin, lieber Leser,

der zweite Band der Anthologie ist fertig! Sie erhalten ihn nun ab Juli bei neobooks.com, Amazon und im Buchhandel, als E-Book und gedruckt. Suchen Sie nach „Veilchen Anthologie“.

Der Versand der April-Ausgabe hat sich teilweise verzögert. Immer öfter zieht die Post einzelne Briefumschläge aus dem Verkehr, sendet sie mir zurück und verlangt, dass ich 1,45 € Porto bezahlen müsse (nun wohl 1,55 €), weil es sich bei dieser Zeitschrift nicht um eine Buchsendung handle. Ich habe das Thema auch schon am Postschalter diskutiert, aber man konnte mir dort keine Kriterien nennen, die das Veilchen nicht erfüllt. Es ist gedruckt und gebunden, es wird ohne Anschreiben an eine Vielzahl an Empfängern versendet ... Ich hoffe, im Juli klappt es besser!

Viel Spaß beim Lesen!

Andrea Herrmann

Titelbild von Gert W. Knop

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 4,20 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, D-70372 Stuttgart oder per E-Mail: veilchen“at“geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie kostenlos auf der Webseite:

<http://www.geschichten-manufaktur.de/archiv.htm>

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Lesetagebuch April bis Juni 2019

Im vorigen Quartal reiste ich lesend ins Dritte Reich – echt und fiktiv –, in den Wald, fuhr zur See, schwamm im Meer und kolonisierte den Mond.

„Das denkende Herz – Die Tagebücher von Etty Hillesum 1941-1943“ ist sozusagen die Erwachsenenversion der Tagebücher der Anne Frank. Etty ist eine 27-jährige Studentin in Amsterdam und sieht zwei Jahre lang offenen Auges ihre Deportation und ihren Tod auf sich zukommen. Sie schreibt gegen die Angst an und hofft, dass Gott (der christliche Gott der Bibel) ihre Gedanken und ihre Fähigkeiten so wichtig findet, dass er sie überleben lässt. Sie plant, nach dem Krieg die Chronistin dieser Zeit zu werden. Gleichzeitig ergibt sie sich in ihr Schicksal und ist dann fast schon froh, als sie den Brief erhält, der sie dazu auffordert, ihre Sachen zu packen. Als sie zeitweise das Konzentrationslager Westerbork verlassen darf, um einen Freund zu beerdigen, und dann wegen Krankheit nicht zurückkehren kann, nagt sogar Heimweh nach dem Lager an ihr. Somit geben diese Tagebücher auch ein erschreckendes Zeugnis davon, wie Menschen sich in ein perverses Schicksal zu fügen bereit sind. Bis zuletzt kann man ja noch auf ein Wunder hoffen. Für Etty erfüllte sich diese Hoffnung nicht. Sie starb in Auschwitz.

Am 15. März 1941 schreibt sie pazifistisch: „Das ist das Problem unserer Zeit. Der große Hass gegen die Deutschen, der das eigene Gemüt vergiftet. Sollen sie doch alle ersaufen, das Pack, vergasen sollte man sie; solche Äußerungen gehören zur täglichen Konversation und geben einem manchmal das Gefühl, dass es nicht mehr möglich ist, in dieser Zeit zu leben. Bis mir vor einigen Wochen plötzlich der erlösende Gedanke kam, der wie ein zögernder junger Grashalm in einer Wüste voll Unkraut emporschoss: Und sollte es nur noch einen einzigen anständigen Deutschen geben, dann wäre dieser es wert, in Schutz genommen zu werden gegen die ganze barbarische Horde, und um dieses einzigen anständigen Deutschen willen dürfe man seinen Hass nicht über ein ganzes Volk ausgießen.

Das heißt nicht, dass man gegenüber gewissen Strömungen gleichgültig ist, man nimmt Stellung, entrüstet sich zu gegebener Zeit über gewisse Dinge, man versucht, Einsichten zu gewinnen, aber das schlimmste von allem ist der undifferenzierte Hass. Er ist eine Krankheit der Seele. Haß liegt nicht in meinem Charakter.“

In ihrem Tagebuch geht es aber auch um Effys vielseitiges Liebesleben, um Alltägliches wie die Blasen an den Füßen. Irgendwann dürfen Juden nicht mehr die Straßenbahn nehmen, nicht mehr Rad fahren und nicht mehr in allen Geschäften einkaufen. Das bedeutet für sie sehr lange Fußwege für jede noch so kleine Besorgung und zehrt ihre Energie auf.

Gleichzeitig schweben Ettys Gedanken in höheren Sphären. Vor allem geht es ihr um ihr Schreiben. Was bedeutet Schreiben? „Das ständige Bücherverschlingen von Kindheit an ist nichts weiter als Faulheit bei mir. Ich lasse andere formulieren, was ich selbst sagen müsste. Ich suche überall nach einer Bestätigung dafür, was in mir wühlt und arbeitet, aber ich müsste mir mit meinen eigenen Worten Klarheit verschaffen.“

„Das ‚Schreiben‘ verstehe ich, glaube ich jetzt auch. Es ist eine andere Art von ‚Besitzen‘, es bedeutet, die Dinge mit Wörtern und Bildern an sich heranzuholen und sie auf diese Weise dennoch zu besitzen. Und das war, glaube ich, bis jetzt das Wesentliche in meinem Drang zu schreiben: mich still vor der Welt zu verkriechen mit allen Schätzen, die ich gesammelt habe, und alles aufzuschreiben, für mich selbst festzuhalten und es auf diese Weise zu genießen.

Und dieses Habenwollen, so kann ich es mir selbst noch am besten deutlich machen, ist plötzlich von mir abgefallen. Tausend beengende Fesseln sind zerrissen, und ich atme befreit, ich fühle mich stark und schaue mich mit strahlenden Augen um. Und jetzt, da ich nichts mehr besitzen will und frei bin, jetzt besitze ich alles, jetzt ist mein innerer Reichtum unermesslich.“ In einer Zeit, wo einem durch die Besatzer jeden Tag alles genommen werden kann, dient dieses Zuvorkommen im Loslassen vermutlich dazu, ihnen die Macht zu nehmen. Ständig ringt ETTY um Weiterentwicklung, um Vergeistigung, um die Liebe zu allen Menschen.

Ich finde in ihren Tagebüchern aber auch eine Einstellung, die dem Bösen freie Bahn schenkt, eine Weltabgewandtheit, eine realitätsferne Abgeklärtheit:

„Der Mensch schafft sich sein Schicksal selbst; das scheint mir ein leichtfertiger Ausspruch zu sein. Aber wie man sich innerlich zu diesem Schicksal stellt, das kann der Mensch selbst bestimmen.“ Nachdem sie auf dem Büro der Gestapo war, schreibt sie: „Ich habe eigentlich keine Angst. Nicht weil ich besonders tapfer wäre, sondern in dem Gefühl, dass ich es immer noch mit Menschen zu tun habe.“ Das stimmt leider nur oberflächlich. Tatsächlich hatte sie es mit einem unmenschlichen System zu tun, einer gnadenlosen Vernichtungsmaschine.

Ihre Philosophie der Duldsamkeit und Bescheidenheit half ETTY durch die Unbilden der Diskriminierung: „Zur Erniedrigung sind zwei Leute notwendig. Einer, der erniedrigt, und einer, den man erniedrigen will und vor allem: der sich erniedrigen lässt. Entfällt das letztere, ist also die passive Seite gegen jede Erniedrigung immun, dann verpuffen die Erniedrigungen in der Luft. Was übrig bleibt, sind nur lästige Verordnungen, die das tägliche Leben beeinflussen, aber keine Erniedrigung oder Unterdrückung darstellen, die die Seele bedrängen. Zu dieser Einstellung müsste man die Juden erziehen. Ich radelte heute Morgen über den Stadionkade, genoss den weiten Himmel über dem Stadtrand und atmete die frische, nicht rationierte Luft. Und in der freien Natur überall Tafeln auf den Wegen, die für Juden gesperrt sind. Aber auch über dem einzigen Weg, der uns verblieben ist, wölbt sich der gesamte Himmel. Man kann uns nichts anhaben, man kann uns wirklich nichts anhaben. Man kann es uns recht ungemütlich machen, man kann uns der materiellen Güter berauben, auch der äußeren Bewegungsfreiheit, aber letzten Endes berauben wir uns selbst unserer besten Kräfte durch unsere falsche Einstellung. Weil wir uns verfolgt, erniedrigt und unterdrückt fühlen. Durch unseren Hass. Durch unsere Wichtigtuerei, hinter der sich die Angst verbirgt. Man darf durchaus manchmal traurig und niedergeschlagen über das Angetane sein; das ist menschlich und verständlich. Und dennoch: den größten Raubbau an uns treiben wir selbst. Ich finde das Leben schön und fühle mich frei.“

Jedoch geht ETTY damit eventuell zu weit: „Die Realität ist für mich eigentlich überhaupt nicht real, und ich bringe deshalb keine Taten zustande, weil ich nie deren Wichtigkeit und Tragweite begreife. Eine einzige Zeile von Rilke ist für mich realer als ein Umzug oder dergleichen. Ich werde wohl mein ganzes Leben lang an einem Schreibtisch hocken. Und doch glaube ich nicht, dass ich eine verträumte Idiotin bin. Die Wirklichkeit interessiert mich zwar ungeheuer, aber nur vom Schreibtisch aus, nicht etwa um darin zu leben und zu handeln.“

„Gott, nimm mich an deine Hand, ich gehe brav mit, ohne mich allzusehr zu sträuben. Ich werde mich nicht entziehen, was in diesem Leben auch auf mich einströmen mag, werde ich nach besten Kräften verarbeiten. Aber schenke mir ab und zu einen kurzen Augenblick der Ruhe. Ich werde auch nicht mehr in aller Einfalt glauben, dass der Friede, falls er über mich kommt, ewig sei, ich nehme auch die Unruhe und den Kampf auf mich, die wieder danach kommen. Ich bin gern in Wärme und Sicherheit, aber ich werde mich auch nicht weigern, in die Kälte zu gehen, wenn nur deine Hand mich führt. Ich gehe überall mit an deiner Hand und

will versuchen, nicht ängstlich zu sein. Ich werde versuchen, etwas von der Liebe, der echten Menschenliebe, die in mir ist, auszustrahlen, wo ich auch sein werde.“

„Wenn man einmal damit anfängt, seine Forderungen und Wünsche zurückzustellen, kann man auch auf vieles andere verzichten. Das habe ich in den wenigen Tagen gelernt.

Vielleicht darf ich noch einen Monat hierbleiben, bevor man entdeckt, dass ich bislang durch die Maschen der Verordnungen geschlüpft bin. Ich werde meine Papiere in Ordnung bringen und jeden Tag Abschied nehmen. Der wirkliche Abschied ist dann nur noch eine kleine äußerliche Bestätigung dessen, was Tag für Tag in mir vorgegangen ist.“

„Ich mache mir nie Sorgen um den nächsten Tag. Ich weiß zum Beispiel, dass ich in Kürze von hier weg muss, und habe nicht die blasseste Ahnung, wohin ich komme, und mit dem Geldverdienen sieht es sehr schlecht aus, aber um mich selbst sorge ich mich nie, ich weiß, dass es irgendwie weitergehen wird. Wenn man die zukünftigen Dinge von vornherein mit Sorgen belastet, können sie sich nicht organisch entwickeln. In mir ist ein großes Vertrauen. Ich vertraue nicht darauf, dass es mir im äußeren Leben immer gutgehen wird, sondern darauf, dass ich auch dann, wenn es mir schlechtgeht, das Leben immer bejahen und gut finden werde.“

„Ich werde die Kette dieses Tages Glied für Glied abwickeln lassen, ich werde selbst nicht eingreifen, sondern dir vertrauen. Ich überlasse alles deinem Ratschluss, mein Gott.“

Bis zuletzt bekennt sich Etty dazu, dass sie gegen den Hass zu Felde ziehen will, dass jede Stunde im Lager ein ganzes Leben sein kann, voller Leben und Freude. Sie schreibt von der Schönheit der Landschaft, von Abendspaziergängen „mit federndem Schritt am Stacheldraht entlang“. „Wir dürfen zwar leiden, aber wir dürfen nicht daran zerbrechen.“

So beneidenswert diese abgeklärte Akzeptanz der brutalen Wirklichkeit auch erscheinen mag, so ist sie doch falsch. Was wäre geschehen, wenn Etty aufbegehrt hätte? Vermutlich hätte es wenig genutzt und nur geschadet. Man hätte ihr beispielsweise bei der Flucht in den Rücken geschossen. Was wäre, wenn mehr Menschen aufbegehrt hätten? Was wenn wir heute aufbegehren würden gegen das Böse, statt immer nur zu schweigen und die bösen Menschen machen zu lassen, während wir uns in Meditation vertiefen und uns in Verzeihen üben? Nicht alles was schlechte Menschen tun, tun sie auf Gottes Geheiß hin. Vermutlich sogar das Wenigste. Sie sind unser Prüfstein, und wer sie gewähren lässt, ist durch diese Prüfung durchgefallen.

Etty hat sich, um sich und ihre Familie zu schützen, dann doch dem Amsterdamer Judenrat angeschlossen:

<https://de.wikipedia.org/wiki/Judenrat>

https://de.wikipedia.org/wiki/Judenrat_Amsterdam

Sie schreibt selbst: „Es ist wohl nie wiedergutzumachen, dass ein kleiner Teil der Juden mithilft, die überwiegende Mehrheit abzutransportieren. Die Geschichte wird später ihr Urteil darüber fällen.“

Zwar hat der Judenrat vergeblich versucht, möglichst viele Menschen zu retten, doch ist das kaum gelungen. Ettys Bruder, der als „Kulturjude“ (Künstler) einen besonderen Status genoss, wurde deportiert und ermordet. Auch Etty starb in der Gaskammer.

Andreas Eschbachs anachronistischer Roman „NSA“ spielt in einem Paralleluniversum, in einem Dritten Reich, das ausgiebig Computer benutzt. Charles Babbage erfand 1851 den Lochkartencomputer, Lady Ada Lovelace die erste Programmiersprache. Mit dem technischen Fortschritt und der Verbreitung der Technik ging es rasant voran, nachdem Deutschland den

Ersten Weltkrieg verlor und zur Wiedergutmachung alle deutschen Patente zur allgemeinen Verfügung freigegeben wurden. Computer und das Deutsche Netz gab es zu diesem Zeitpunkt bereits, tragbare Telephone verbreiteten sich während der Weimarer Republik. Die erste Netzverbindung existierte 1902 „zwischen dem Kaiserlichen Institut der Wissenschaften in Berlin und der Universität Leipzig. Die Idee dazu hatte Professor Max Planck, programmiert wurde es von Clara Behringer und Martha Müller.“ Gleichzeitig wurde im Kaiserreich das Kaiserliche Computer-Kontrollamt gegründet, das später dann zum Nationalen Sicherheitsamt (NSA) umbenannt wurde. Es hat seinen Sitz in Weimar, und es beobachtet die Weiterentwicklung des Deutschen Netzes zum Weltnetz. Am 1.7.1933 wurde das Bargeld abgeschafft, und Bezahungen erfolgen nur noch digital per Geldkarte oder Telephon. Dies dient natürlich einem guten Zweck, nämlich der Beseitigung der Korruption und der Befreiung aus der jüdischen Zinsknechtschaft.

Private Datenspeicher sind verboten, die Verwendung von Datensilos ist Pflicht, in den Weltnetz-Foren wird eifrig über alles diskutiert einschließlich Politik, und viele nutzen sogar das passwortgeschützte, aber dennoch durch das NSA einsehbares Programm namens Tagebuch, um dort persönliche Gedanken zu dokumentieren. Und es wird wirklich alles abgespeichert und aufbewahrt: Elektropostbriefe, Telephonate, Zahlungs- und Bankdaten, alles. Gleichzeitig bevölkern deutsche Agenten amerikanische Foren, um dort pazifistische Gesinnungen zu verbreiten, damit die USA möglichst spät in den Krieg eintreten. Amerikanische Produktionsanlagen und Forschungsinstitute werden von Weimar aus gehackt, Telephone und Fernseher der eigenen Bevölkerung werden abgehört.

„Unsere Macht wird absolut sein in einem nie zuvor gekannten Sinne.“ In einer solchen Welt hat die Überwachung alles im Griff: Politische Gegner identifiziert das Reich anhand abfälliger Bemerkungen im Deutschen Forum und schickt sie in Umerziehungslager, die Weiße Rose und der polnische Widerstand scheitern an der Handyortung, Anne Frank und ihre Mitbewohner werden durch eine simple Datenauswertung der Lebensmitteleinkäufe gefunden. Man muss nur zusammenzählen, wie viele Kalorien jeder Haushalt Amsterdams einkauft und ob dieser Verbrauch zur Anzahl der gemeldeten Personen passt. Man sortiert die Suchergebnisse nach dem Kalorienverbrauch pro Person, macht ein paar Razzien und schon hat man nicht gemeldete, versteckte Personen und ihre Helfer dingfest gemacht. So entkommt keiner! Weitere Kriterien für die Rasterfahndung findet das NSA, indem sie die Daten der bereits überführten Haushalte vergleichen: Alle hatten innerhalb kurzer Zeit sowohl eine Ausziehleiter als auch eine Camping-Toilette gekauft. Der geplante Anschlag im Bürgerbräukeller in München am 08.11.1939 kann verhindert werden, da das neuronale Netz im Dienst des NSA Anomalien im Lebenslauf des Attentäters entdeckt. Eine Zeitlang überlegen sie auch, die Daten der „klugen Stromzähler“ auszuwerten, die jeder Haushalt betreibt und über das Internet ablesbar sind. Das alles wird jedoch unwichtig, als die beiden Hauptpersonen Helene und Eugen gemeinsam zufällig dem amerikanischen Atombombenprogramm auf die Spur kommen und die Baupläne vom amerikanischen Server stehlen. Die USA arbeiten natürlich nur darum an der Atombombe, weil sie fürchten, Deutschland sei schon dabei. Und dadurch liefern sie dem Deutschen Reich die ultimative Waffe. Innerhalb kurzer Zeit gelingt Deutschland der Nachbau. Die Wunderwaffe heißt „Thors Hammer“ und wird nicht in Asien, sondern über London und Moskau gezündet. Damit endet der Zweite Weltkrieg mit der Kapitulation der Alliierten und dem Sieg Deutschlands.

Die beiden Hauptpersonen des Romans sind Helene Bodenkamp und Eugen Lettke, zwei völlig unterschiedliche Charaktere: Helene ist die Tochter eines berühmten Arztes und eine begabte

Programmstrickerin. Sie tut brav, was man ihr sagt, bis sie sich verliebt. Ab diesem Moment nutzt sie ihren Zugriff auf die Systeme des NSA, um ihren Liebsten zu beschützen.

Eugen Lettke überschreitet ebenfalls seine Befugnisse, jedoch um Rache zu nehmen für eine Demütigung in seiner Jugend. Er erpresst Menschen mit jahrealten Beiträgen im Forum und weidet sich an ihrer Angst. Um seine Rachepläne besser verwirklichen zu können, lernt er heimlich das Programmieren. Heimlich, weil er fürchtet, sich zu blamieren, indem er diese Frauentätigkeit ausübt. Er kocht ja auch nicht selbst und lässt sich seine Hemden von seiner Mutter waschen und bügeln. Traditionell gilt immer noch die Aufgabenteilung der ersten Stunde: Männer bauen Computer, Frauen stricken die Programme. Die Technik der Männer wird durch die Worte der Frauen gesteuert. Doch je mehr Eugen sich einarbeitet, umso klarer wird für ihn: „Diese ganze Aufgabenverteilung nach Geschlechtern ist doch Mumpitz.“

Helene hat das Programmieren schon in der Schule gelernt und sogar einen Preis gewonnen. Doch: „Vor allem war ihr nicht entgangen, dass Programmieren zwar als Frauenarbeit galt, aber vor allem eine für Frauen, die keinen Mann abkriegt.“ Ja, das war leider schon zu Lady Adas Zeiten so, denn die Lady war gehbehindert.

Ihr Onkel Siegmund erklärte Helene das so: „Der Mann baut die Maschine, schafft also die technischen Grundlagen, und die Frau bestimmt, wie diese Maschine am besten zu steuern ist, schafft also erst den eigentlichen Nutzen. [...] Man sagt ... oder Leute, die etwas davon verstehen, sagen, dass man einem Programm anmerkt, wenn ein Mann es geschrieben hat. Dass man darin immer eine Art Imponiergehabe spüre, weil sich Männer nicht weit genug zurücknehmen können. Die Unterordnung unter die Aufgabe, die fällt ihnen schwer.“ Und darum ist das Programmieren die Aufgabe braver Programmstrickerinnen. Das rosafarbene Programmierbuch von Frau Professor Kroll ist für einen Mann sowieso nicht verständlich, weil es Vergleiche aus dem Haushalt, Gartenbau und Kochen verwendet. Ein Computerprogramm ist wie ein Kochrezept oder ein Strickmuster, aber was sagt dieser Vergleich einem Mann, der nie kocht?

Frau Prof. Kroll schreibt: „Hierin können wir auch den Grund erahnen, warum das Programmieren eine spezifisch weibliche Tätigkeit ist [...]. Die Frau, deren naturgegebene Aufgabe die Sorge für die Familie ist, muss hierzu eine Vielzahl von sich immer wiederholender Arbeiten verrichten, und je besser es ihr gelingt, diese in zweckdienlicher Weise zu organisieren, desto mehr erleichtert sie sich den Alltag. Daher ist jede Hausfrau und Familienmutter von Natur aus eine Programmiererin, sie weiß es meist nur nicht, denn es ist nicht ein Komputersystem, das sie programmiert, vielmehr programmiert sie sich selbst.

Anders der Mann, der naturgegeben ein Jäger ist oder ein Konstrukteur: Dies sind Tätigkeiten, die sich nicht in Form immer wiederholender Abläufe organisieren lassen, vielmehr kommt es dabei auf jederzeitige Wachsamkeit an, darauf, Gefahren und Möglichkeiten vorzuzuhnen, um den Gefahren geschickt zu entgehen und die Möglichkeiten ebenso geschickt zu nutzen. Ein Denken in Programmen wäre hierbei eher hinderlich, ja, könnte sogar gefährlich werden, und so ist es kein Wunder, dass dieses Denken dem Manne schwerfällt und im Grunde auch immer fremd bleibt.“

Helene und Eugen nehmen leider kein gutes Ende. Ihre eigene Technologie wird ihnen zum Verhängnis. Denn auch alles, was sie auf ihrem Computer taten, wurde natürlich protokolliert und abgespeichert. Helene kann zu guter Letzt nur noch unter hohem Einsatz ihrem Liebsten zur Flucht aus Deutschland verhelfen. Sie selbst muss einen hohen Nazi-Funktionär heiraten, Ludolf von Argersleben. Als sie schließlich ihre sorgfältig geplante Flucht in die Tat umsetzt, scheitert sie an der automatischen Gesichtserkennung am Bahnhof und dem neuronalen Netz,

das den Widerspruch zwischen dem Aufdruck auf ihrer Fahrkarte und dem Zug erkennt, in den sie steigt. Vor dem ungeliebten Mann kann sie eigentlich nur noch in ein KZ fliehen, doch dann holt ein Gehirnimplantat sie dort heraus. Gruselige Unterhaltung!

Sprachlich muss man sich auf eine deutsche Computer-Sprache einstellen: Das Passwort heißt Parole, die E-Mail natürlich Elektropost, die Cloud ist ein Silo, SQL heißt SAS (Strukturierte Abfragesprache) und programmiert wird in der DPS (Deutschen Programmiersprache).

Was bedeutet das Buch nun für uns? Wir können froh sein, dass das Deutsche Reich und auch die DDR eine solche Totalüberwachung eben nicht umsetzen konnten. Sonst wäre die Welt heute eine andere. Aber wie sieht unsere Zukunft aus? Momentan werden all die Technologien und Gegebenheiten entwickelt, die das hier beschriebene Dritte Reich einsetzt: Digitalisierung, elektronisches Bezahlen, tragbare Telephone, intelligente Stromzähler, Gesichtserkennung an Bahnhöfen, neuronale Netze, Big Data, Predictive Profiling. Das heißt für uns: Das nächste Dritte Reich wird wirklich niemals untergehen ... Außer wir tun jetzt, genau jetzt etwas gegen diese absehbare Entwicklung zum totaldigitalisierten Leben.

Stephan Orth ist Autor der Couchsurfing-Buchreihe. Fasziniert haben mich besonders die beiden Bände „Couchsurfing in China“ und „Couchsurfing im Iran“. Daraus können wir lernen, wie Menschen im Überwachungsstaat überleben. Was macht das mit einem, wenn man einerseits das Privatleben und seine Geschäfte übers Smartphone erledigt und andererseits alles überwacht wird? Mit „*Couchsurfing in China*“ hat Stephan Orth dieses dynamische Land wohl zum letzten Mal besucht. Bei seiner Einreise hat er nämlich gelogen und behauptet, er würde kein Buch über dieses Land schreiben. Auch wenn China für ausländische Gäste das Netz der digitalen Überwachung etwas lockert, weil man von Touristen nicht die dafür nötige technische Ausstattung verlangen kann, ist es doch unerwünscht, dass Individualreisende einfach so im Land herumstromern. Können sie auch nicht. Immer dann, wenn Stephan Orth glaubt, er habe einen unbeobachteten Moment, dann ... hat er eine Überwachungskamera übersehen oder Polizisten kommen um die Ecke. Auf seinen Reisen begegnet er vor allem gebildeten Menschen wie z. B. Lehrern, die ihn für ein paar Nächte nach Hause einladen. Zusätzlich zu den Zahlen und Fakten, die er recherchiert hat, sammelt er so auch Stimmungen, Lebensläufe, Gefühle. China ist ein Land des rasanten Wachstums und Fortschritts. Selbst die gigantischsten Visionen sind dort machbar, außerdem rasante Karrieren wie der Aufstieg vom Bauern zum millionenschweren Bauunternehmer. Kombiniert ist das Ganze jedoch mit einem beispiellosen Überwachungsstaat. Hier werden alle Daten erfasst, über das allgegenwärtige Smartphone, Kameras, Fingerabdruckscanner, Temperatursensoren, Fotofallen in dunklen Nebengassen. Die Polizei steigt in Reisebusse und fotografiert alle Insassen. Das Megaunternehmen Ali Baba sammelt Daten über alle Bürger, auf die auch der Staat dann Zugriff erhält. Vorteil dieser Komplettüberwachung ist, dass jedes Verbrechen innerhalb weniger Stunden aufgeklärt wird. Dagegen erscheint den Chinesen Europa als ein rückständiger, barbarischer Ort, wo Mörder frei herumlaufen dürfen. Es entspricht wohl der kulturellen Mentalität, dass man wohlwollende Überwachung akzeptiert, weil man weiß, dass die Eltern und der Staat es nur gut mit einem meinen. Natürlich gibt es auch Einzelne, die das nicht so empfinden. Beispielsweise die Künstlerin, der mit wenig Vorlauf ihr Atelier abgerissen wurde, der Philosoph, der sich aus dem Schneller-Höher-Weiter des Stadtlebens aufs Land zurückgezogen hat, das Mitglied einer religiösen Sekte. Der Durchschnittschinese jedoch arbeitet hart und auf den Erfolg hin. Er entspannt nie. „Chinas größte Religion ist das Geld“, heißt es. Der Preis für den Fortschritt sind Schwierigkeiten mit verseuchtem Trinkwasser und

schlechter Luft. Die E-Mobilität löst das Problem nicht, geht aber schon in die richtige Richtung. Man kann sich auch fragen, ob die Chinesen sich darum auf Arbeit und Spaß konzentrieren, weil beides ausdrücklich erlaubt ist. Stephan Orth hat in seinen drei Monaten im Land keinen repräsentativen Durchschnitt der Gesellschaft studiert, aber vermittelt uns doch eine facettenreiche Momentaufnahme des heutigen Chinas.

Im Buch „*Couchsurfing im Iran*“ begegnet uns ein anderer Überwachungsstaat. Im Iran sind die Verbote strenger. Wenn im Iran Jugendliche eine Poolparty feiern mit hübschen Mädchen im Bikini und alkoholischen Cocktails, die Party filmen und anschließend bei Youtube einstellen, steht spätestens 48 Stunden später die Sittenpolizei vor der Tür und verhaftet die Beteiligten. Diese müssen dann ihre Handys abgeben und alle ihre Bekannten werden identifiziert. In China würde dasselbe Video eher jede Menge „Likes“ sammeln. Im Iran ist viel verboten, einschließlich Twitter, Facebook und Couchsurfing. Es geschieht sehr leicht, dass man die strengen Gesetze bricht, besonders als lebenslustiger Jugendlicher, der noch das eine oder andere ausprobieren möchte. Die Polizei ist überall, und die Strafen sind drakonisch. Natürlich hat Stephan Orths bei seinem verbotenen Couchsurfing vor allem die Regelbrecher kennen gelernt, die gierig darauf sind, mehr über Deutschland zu erfahren. Sie alle haben ihre schmerzhaften Erfahrungen mit Verhören und Überwachung. Das Ergebnis sind Doppelleben und gesplante Persönlichkeiten. Seine Privatsphäre muss jeder gut schützen, die Häuser sind von hohen Mauern umgeben und die Fenster mit Vorhängen verhängt. Drinnen kann man noch tun, was man will. Doch nichts davon darf nach draußen dringen. Nach außen hin mimt man den regelkonformen Bürger. Dies scheint psychologisch eher ungesund zu sein. Auch der Besucher erlebt die Stimmungsschwankungen der Menschen zwischen Lebenslust und Aufbegehren, Trotz und Resignation, der Liebe zur Heimat und dem Wunsch, das Land so bald wie möglich zu verlassen.

Die „*Kleine Stadt der großen Träume*“ von Fredrik Backman beschreibt die kleine Stadt Björnstadt, mitten im Wald. Hier lebt eine Gemeinde, deren Ehrgeiz und Träume um den Eishockey kreisen. Für die jungen Männer und die jungen Frauen bietet der Sport die einzige Chance auf Erfolg und Reichtum. Um diese Früchte ihrer harten Arbeit zu ernten, müssen sie für eine Phase ihres Lebens ihr Dörfchen verlassen, doch selbst die erfolgreichsten Eishockeyspieler/innen unter ihnen kehren irgendwann zurück. Das Dorf hält zusammen, die Mannschaft der Junioren ist ein eingeschworenes Team. Ahmad ist eigentlich noch zu jung, um in der Juniorenmannschaft zu spielen, doch für das Halbfinale benötigt das Team mehr Geschwindigkeit, und Ahmad ist der Schnellste. Ahmad ist verliebt in die gleichaltrige Maya, doch die hat nur Augen für Kevin, den Star der Juniorenmannschaft. Kevin ist nicht nur der stärkste Spieler, sondern auch der Sohn eines der reichsten Mannschaftssponsoren. Darum wird der Sieg im Halbfinale in der Villa seiner Eltern gefeiert, die gerade mal wieder auf Dienstreise sind. Der Alkohol fließt, und Maya fühlt sich geehrt, als Kevin sich mit ihr in sein Zimmer zurückzieht. Dort allerdings wird sie vergewaltigt. Ahmad kann zwar als rettender Engel dazwischen gehen, doch verhindern kann er es nicht.

Anschließend ist die Welt nicht mehr dieselbe. Maya zögert eine ganze Woche, um ihren Eltern davon zu erzählen und Kevin bei der Polizei anzuzeigen. Sie weiß genau, was dies anrichten würde, doch hat sie wohl nicht geahnt, dass es noch viel schlimmer kommt. Als die Junioren gerade in den Bus zum Finalspiel steigen wollen, wird Kevin verhaftet, die Hoffnung der ganzen Stadt. Die verbliebene Mannschaft tut ihr Bestes, übertrifft sich selbst – und doch verlieren sie. Und Maya ist schuld. Genauso ihr Vater, der Sportdirektor, der die Sache nicht

„intern geregelt“ hat. Das ganze Dorf wendet sich gegen diejenige, die ihre Hoffnung auf den Sieg zunichte gemacht haben. Gerade sein Status als Sportstar hat Kevin so überheblich und unverwundbar gemacht. Zuletzt wagt Ahmad es, bei der Polizei die Vergewaltigung zu bezeugen und nimmt dafür alle Risiken auf sich. Nachts wird er überfallen und verprügelt. Zum Glück ist er nicht allein. Auch Maya bleibt nicht allein, denn das Dorf wird durch die Geschichte gespalten: ein Trainer gegen den anderen, ein Teil der Mannschaft gegen den anderen, ein Teil der Sponsoren gegen die anderen. Björnstadt verliert seinen Jungtrainer, der seine Schüler so stark gemacht hat, und mit ihm die Hälfte der Mannschaft. Die spielen jetzt für eine andere Stadt. Sponsoren ziehen ihre Gelder ab, und der Vorstand muss neu gewählt werden. Zuletzt stellt die Polizei das Verfahren wegen Mangel an Beweisen ein. Die Reichen haben eben doch die besseren Karten. Allerdings wird es mit Kevins Profikarriere nun auch nichts mehr, denn ein solcher Skandal zerstört seinen Lebenslauf.

Trotzdem war es richtig, das Richtige zu tun. Die erhaltene Unterstützung hält Maya von der schon geplanten Verzweiflungstat ab, neue Freundschaften und eine neue Mannschaft entstehen. Die Juniorenmannschaft ist vielleicht nicht mehr die spielstärkste ihres Landes, aber sie hält zusammen. Neue Hoffnungen werden geboren, neue Chancen tun sich auf. Sogar für Kevin.

In diesem Buch geht es differenziert um Freundschaft und Teamgeist und insbesondere auch um deren Grenzen. Eine Mannschaft muss zusammenhalten gegen Bedrohungen, aber dürfen sie ein junges Mädchen als „Hure“ beschimpfen, ohne die Fakten zu kennen? Hat die Dressur dieser Kinder auf Loyalität und Sieg, auf Selbstbewusstsein und Rücksichtslosigkeit nicht sogar das Verbrechen begünstigt? Selbst Ahmad und Benjamin, die beiden mitfühlenden Jungs der Mannschaft, tragen schwer an ihrem inneren Kampf, weil sie genau wissen, was sie verlieren, wenn sie sich auf die Seite Mayas stellen. Ahmad schweigt zunächst, weil er nur so zu den Junioren gehören kann, und seine Mutter endlich mit Achtung behandelt wird. Benjamin schweigt, weil Kevin sein bester Freund ist bzw. es war.

Auch Mayas innerer Kampf ist schwer. Als Tochter des Sportdirektors weiß sie genau, was ihre Anzeige der Mannschaft und dem ganzen Dorf antut. Und ihren Eltern, die nun ausgegrenzt werden, während Kevins Eltern volle Unterstützung erfahren. Nicht die Vergewaltigung, sondern deren Anzeige scheint das Problem und das eigentliche Verbrechen zu sein. Selbst auf dem Polizeirevier werden der „jungen Frau“ ihre Verfehlungen vorgehalten, was sie alles nicht hätte tun sollen, während „der Junge“ anscheinend ihr Opfer ist.

Zum Glück bleibt auch Maya nicht lange allein. Anders als im echten Leben, gibt es in diese Geschichte zahlreiche Helden, die öffentlich zu ihr halten, als niemand ihr glaubt. Sonst wäre die Geschichte anders ausgegangen.

„*Wir sind die Neuen*“ ist einer der vielen Filme, die ich damals unbedingt im Kino ansehen wollte und dann doch verpasst habe. Nun habe ich ihn also nachgeholt. Hier geht es ums Älterwerden, aber auch um das Verhältnis der Generationen untereinander. Zugespitzt wird dieses Thema dadurch, dass drei Endsechziger in eine Dreier-WG unterhalb einer Studenten-WG einziehen. Sie hatten früher schon während des Studiums zusammengewohnt und wiederholen dies nun aus verschiedenen Gründen, vor allem aber aus finanziellen. Wer kann sich schon heutzutage in der Großstadt eine Wohnung ganz alleine leisten, nachdem Anne ihr Leben lang als Biologin Schleiereulen gerettet hat oder Johannes als Anwalt Arme vor Gericht verteidigt? Die Wohnungssuche verlief auch entsprechend schlecht, denn die geforderten Gehaltsnachweise sehen mau aus, und Anwälte werden als Mieter sowieso nicht so gerne

genommen. Schließlich lässt Eddi seinen Charme spielen, und so rückt die Dreiergruppe in der Warteliste um zwei Seiten nach vorne, an die Spitze. Eine frisch renovierte Wohnung in der Bergmannstraße!

Sie stellen sich bei den neuen Nachbarn vor, bei dem Rollkoffermann von unten, der fast nie da ist, und der Studenten-WG von oben, wo gerade alle drei auf ihre Abschlussprüfungen lernen. Die zwei Generationen sagen einander gehörig die Meinung. Gleich zu Anfang wird klar gemacht: „Wir haben keine Kapazitäten. Also, Kistenschleppen oder Einkaufen oder mal was im Handymenü erklären, das geht halt nicht. Wir müssen lernen.“ Mit der Zeit wird es immer garstiger: „Armsein ist ja ganz romantisch, solange man jung ist. Aber wenn man alt wird, muss es ganz schön bitter sein.“ Die Jungen erhoffen sich von ihrem Studienabschluss natürlich ein Anrecht auf das große Geld. Erstmal jedoch müssen sie aber ihre Prüfungen bestehen, und mit dem Lernen klappt das schlecht, wenn die Alten unten diskutieren, streiten und laute Musik hören. Oben versteht man nämlich jedes Wort: Ob man einen Internetanschluss braucht oder wer im vorigen Jahrhundert mit wem geschlafen hat, das interessiert die Nachbarn gar nicht. Genervt ziehen die Studenten zum Lernen in die Unibücherei um.

Aber auch innerhalb der WG gibt es Reibereien: „Gestern habe ich vier Joghurts gekauft, und heute ist keiner mehr da. Das ist hier keine Kommune. Könntet ihr akzeptieren, dass es Privateigentum gibt?“ „Und das von einem, der ohne mit der Wimper zu zucken damals mit meiner Freundin geschlafen hat!“ „Ach, du hattest mal ´ne Beziehung?“ Die drei stellen fest, dass man die alten Zeiten nicht mehr zurückholen kann. So wie früher wird es nicht wieder. Stattdessen geht es voran, es wird geliebt und eine neue Brille gekauft. „Wieso hört man mit allem auf, was Spaß macht?“ Dieses Problem lässt sich jedoch durch Wiederanfangen beheben.

Wiederholte Friedensangebote der Alten erwidern die Jungen mit Abwehr. Bis irgendwann die Mauer fällt. Die Studenten sind am Ende. Der eine muss wegen üblen Rückenproblemen ins Krankenhaus, die andere flippt aus, weil sie den Stoff nicht durchdringt und droht, auch ihre letzte Chance aufs Examen zu vermasseln, während die Dritte Kummer mit ihrem Verlobten hat. Das Geld ist ausgegangen, und die drei haben nichts mehr zu essen. Obwohl sie sich genug über die arroganten, verkrampften Studenten geärgert haben, wecken die Probleme der Studenten den Beschützerinstinkt der Rentner, und jeder übernimmt die Patenschaft für ein anderes Küken: Die Biologin trainiert die Rückenprobleme mit Heilgymnastik weg, der Anwalt gibt Nachhilfe in Rechtskunde, und der Charmeur kittet die Verlobung. Es entsteht sogar eine Geschäftsidee, die generationenübergreifend umgesetzt wird, auch wenn Eddi murrst: „Ich will nicht mit Leuten zusammenwohnen, die Geschäftsideen haben!“ Die Dreharbeiten zu den Jura-Lehrvideos beginnen. Sehr schön auch dieses Zitat: „Seitdem die da oben nicht mehr klopfen, weiß man gar nicht, wann man schlafen gehen soll.“ Umgekehrt kann der Student inzwischen nur noch einschlafen, wenn er die vertrauten Stimmen im Hintergrund hört. Stille erträgt er nicht mehr. Happy End! Vielleicht ein wenig kitschig, aber die pfiffigen Dialoge haben auf jeden Fall Spaß gemacht.

Der Roman „*In einem Boot*“ von Charlotte Rogan hätte interessant sein können: Nach dem Untergang des Atlantikkreuzschiffes „Zarin Alexandra“ sitzen 39 Passagiere verschiedenster gesellschaftlicher Schichten und Charaktere im selben Rettungsboot. Es geht ums Überleben, um „die dünne Membran zwischen Leben und Tod“. Lange nicht alle der 800 Passagiere hatten so viel Glück: Von den 20 Rettungsbooten, die jeweils für 40 Personen ausgelegt waren, wurde

die Hälfte durch den Brand an Bord zerstört. Nur zehn konnten erfolgreich zu Wasser gelassen werden. Der Seemann Mr. Hardy übernimmt die Verantwortung für diese Gruppe und sichert lange das Überleben der Insassen. Als klar wird, dass anscheinend doch kein Notsignal mehr gesendet werden konnte und keine Schiffe zur Rettung kommen werden, setzt das kleine Boot Segel in Richtung England. Doch es dauert 21 lange Tage, bis sie auf ein Fischerboot stoßen. In der Zwischenzeit erleben sie Windstille und Sturm, Hunger und Durst, Rücksichtslosigkeit und Opferbereitschaft. Und immer ist da der Gedanke, dass es ihnen besser ginge, wäre das Boot nicht so voll besetzt, insbesondere nachdem die Bordwand leck schlägt. Mrs. Grant stellt Mr. Hardys Kompetenz und Entscheidungen in Frage, und der Konflikt gipfelt in einem Mord, weswegen die Beteiligten sich anschließend vor Gericht verantworten müssen. Recht und Unrecht werden hier ausführlich diskutiert.

Leider hat die Autorin jegliche Chance verpasst, aus diesem Buch ein tiefsinniges zu machen. Grace, die junge Ich-Erzählerin, ist eine gefühllose Psychopathin, so dass ihr persönlicher Bericht aus der Ich-Perspektive wenige Einsichten bringt, die ein objektiver Beobachter nicht auch hätte. Grace beobachtet die Gefühle der anderen, hat selbst aber keine, sondern nur Gedanken. Diese sind leider auch nicht sonderlich klug, sondern begriffsstutzig versteht sie fast alles immer erst hinterher. Tiefsinnige philosophische Überlegungen können wir von ihr nicht erwarten, und der einzige Nachdenkliche, der Priester, geht recht bald über Bord. Schade. Aus dieser Idee hätte man unbedingt mehr machen können, beziehungsweise andere Autoren und Drehbuchautoren haben das zuvor ja bereits geschafft. Ich denke nur an die Filme „Der Flug der Phönix“, „Master and Commander“ und „Poseidon“. In der intimen Atmosphäre des Rettungsboots hätte eine feinfühligeren Behandlung des Katastrophenthemas Platz gehabt, aber leider kam es dazu nicht. Das ist so schade, dass ich sogar überlegt habe, selbst einen solchen Roman zu schreiben. In Extremsituationen zeigen Menschen ihre wahre Stärke, und da bin ich immer wieder erstaunt, wie klein ein Großmaul plötzlich werden kann, und wie scheinbar unwichtige, stille Personen plötzlich zum Fels in der Brandung werden und ohne viele Worte mal kurz ein Leben retten. Nichts davon findet man in diesem schlecht konstruierten Roman.

Ebenfalls im Meer spielt „*Submarin*“ von Andreas Eschbach. Im ersten Band der Serie musste Saha feststellen, dass die Narben an ihrem Brustkorb, die sie immer sorgfältig mit Sprühverband verschloss und vom Wasser fernhielt, mitnichten Narben sind, sondern voll funktionsfähige Kiemen. Ihre bereits verstorbene Mutter hatte eine Affäre mit einem Wassermenschen. Diese Fabelwesen namens Submarins, die einst ein koreanischer Wissenschaftler im Labor erschaffen hat, bevölkern seitdem weitgehend unerkannt die Meere. Nur einzelne von ihnen können es längere Zeit an Land aushalten und Luft atmen. Saha verbringt nach einem turbulenten Coming-out beim Schulfest nicht nur ihre Schulferien mit den Unterwassermenschen, sondern verpasst auch den Schulbeginn. Sie hat nun ihr Volk gefunden und will hier nicht mehr fort. Das Leben im Schwarm gefällt ihr: Sie isst jeden Tag rohen Fisch („Sushi“), hütet Kinder und lässt sich von Meeresströmungen treiben. Jedenfalls eine Weile lang macht das Spaß, dann wird ihr langweilig. Immer wieder geht sie an Land, um mit ihrer Tante und ihren Freunden zu telefonieren.

Ihre wichtigste Mission ist jedoch die Suche nach ihrem Vater. Als sie hört, er habe bis vor kurzem bei dem machthungrigen Schwarm der Graureiter gelebt, schließt sie sich diesem an. Dessen charismatischer Führer „Hohe Stirn“ bringt sie sogar dazu, sich als eine der ihren zu bezeichnen und ihren Begleiter und Beschützer gehen zu lassen. Gleichzeitig hat sie ein Auge

auf „Sechs Finger“ geworfen, den gutaussehenden Prinzen des Schwarms. Allerdings stellt es sich schnell heraus, dass Hohe Stirn sie belogen hat. Ihr Vater wird nicht in der Unterwasser-Forschungsstation gefangen gehalten. Sie schwimmt nämlich einfach hin und befragt deren Bewohner, drei harmlose, gemütliche Forscher/innen. Der König kann es nicht ausstehen, wenn man seine Befehle ignoriert und seine Worte anzweifelt. Darum wird Saha dazu verurteilt, an einem Pfahl unter Wasser angebunden auf ihren Tod zu warten. Als ein Schatten auf sie fällt, glaubt sie schon, ihre letzte Stunde habe geschlagen und ein Hai sei gekommen, um sie zu fressen. Doch stattdessen reitet der Prinz auf seinem zahmen Pottwal heran und errettet sie, um den Preis, dass er sein Volk verlassen muss. Die beiden beobachten, wie Hohe Stirn die Forschungsstation zerstört, als Auftakt für seinen Krieg gegen die Luftatmer, und damit einen Alarm auslöst. Das Konsortium der Firmen, die das Meer ausbeuten, lässt sich das nicht gefallen, und bekämpft forthin alle Wassermenschen mit der fortgeschrittenen Technologie, die ihnen zur Verfügung steht: Sonar, Unterwasserbomben und schwimmende Drohnen.

Saha findet die Überlebenden ihres früheren Schwarmes wieder und führt sie in das Hafenbecken von Sydney, in der Hoffnung, dass niemand es wagen wird, dort eine Bombe zu zünden. Tatsächlich bietet ihnen die Unterwasser-Infrastruktur dort sogar noch weitere Möglichkeiten, denn Sahas Tablet offenbart ihr alle Lagepläne. Da gerade eine Konferenz von Meeresexperten in Sydney tagt, kommt ihr die verwegene Idee, die Submarins sollten sich den Menschen öffentlich zeigen. Dann würden sie unter Schutz gestellt und dürften nicht mehr gejagt werden.

Saha erwartet viel von den Submarins, die bisher die Landmenschen nur als aggressive, alles zerstörende Spezies kennen und sich vor ihnen seit hundert Jahren verbergen. Was wird geschehen, wenn diese von ihrer Existenz erfahren? Eine solche Offenbarung ließe sich nicht mehr rückgängig machen! Wie sich der Schwarm entscheidet und wie es ausgeht, wird nicht verraten. Vorbei ist die Geschichte aber noch lange nicht.

Saha wird im nächsten Band vielleicht wieder zur Schule gehen, um ihren Abschluss zu machen. Sie wird sich auch damit auseinandersetzen müssen, dass gerade ein Verfahren läuft, bei dem beantragt wurde, sie aus der neotraditionalistischen Zone und somit aus der Zivilisation der Luftatmer auszuschließen. Denn sie ist ja kein richtiger Mensch. Wie gut, dass sie dabei Sechs Finger an ihrer Seite hat, der sein Geheimnis nicht länger vor ihr verbirgt ...

Jerzy Żuławskis „*Auf dem silbernen Globus*“ ist ein Klassiker der Weltraumliteratur, sozusagen die Fortsetzung von Jules Vernes „*Von der Erde zum Mond*“ (online unter <http://www.zeno.org/Literatur/M/Verne,+Jules/Romane/Von+der+Erde+zum+Mond>). In jenem Roman von 1865 hatte Jules Verne sich ausgemalt, dass man mit Hilfe einer Rakete eine bemannte Kapsel auf den Mond schicken könnte. Man muss nur das Rohr lang genug machen (270 m), dann erreicht das Geschoss schon nach drei Hundertstel einer Sekunde diejenige Geschwindigkeit, die sie benötigt, um die Erdanziehungskraft zu überwinden. Witzigerweise lief mir dieses Buch genau zu dem Zeitpunkt über den Weg, als ich mit meinen Studenten Jules Vernes Versuchsaufbau durchrechnete, um festzustellen, dass kein Mensch eine so hohe Beschleunigung überleben kann (= das 61000-fache seines Körpergewichts). Zum Vergleich kann man dann noch die tatsächliche Beschleunigung der Saturn-Rakete (1969) ermitteln, die sich für die Beschleunigung auf dieselbe Geschwindigkeit 9 Minuten Zeit lässt und den Astronauten nur mit seiner doppelten Gewichtskraft in den Sitz presst. Natürlich klappt das dann nicht mehr mit einem Kanonenrohr, sondern die Rakete besteht zu 80% aus Treibstoff,

einem komprimierten Gas, das nach hinten ausgestoßen wird und entsprechend dem Impulserhaltungssatz die Rakete vorwärtstreibt¹.

Aber zurück zu Żuławski. Er schrieb sein Buch 1903, also zu einem Zeitpunkt, als man wohl noch keine gute Alternative zur Kanonenrohrbeschleunigung kannte und auch das Problem noch nicht gelöst hatte, wie denn die Astronauten vom Mond zurückkehren sollen. Das ist nämlich die kniffligere Frage, da ihnen auf dem Mond kein großes Team und umfangreiche Infrastruktur zur Verfügung stehen. Darum ist hier geplant, dass unsere fünf Astronauten und drei Hunde sowie die beiden Brüder, die mit einer zweiten Kapsel weitere Ausstattung mitbringen, auf dem Mond eine dauerhafte Kolonie bilden. Der nicht ganz runde Mond bewegt sich nicht drehend um die Erde, sondern zeigt ihr immer dasselbe Gesicht. Als erfahrener Sterngucker wissen Sie das sicher. Da eine mildernde Atmosphäre fehlt, herrschen auf dieser uns bekannten Mondseite während des zweiwöchigen Tages Temperaturen von 120°C, während der zweiwöchigen Nacht –130 °C. Auf der Rückseite jedoch, dort finden sich eventuell Sauerstoff, Atmosphäre, Tiere und Pflanzen, mildere Temperaturen und Wasser. Dorthin brechen die Astronauten nach ihrer misslungenen Landung auf, oder zumindest die vier, die überlebt haben. Als ihnen schon der Sauerstoff und alle Hoffnung schwinden, entdecken sie tatsächlich den erträumten Garten Eden: Ein riesiger See, Gräser, Moose, essbare Fische, tapsige Landechsen und Luft zum Atmen. Sie bauen sich ein Haus an einer heißen Quelle für die zweiwöchige eisige Nacht, eine kühle Höhle für die warmen Tage. Während sie nachts drinnen bleiben, sind die Temperaturen tags durchaus angenehm. Das Meer und die Luft nehmen Wärme auf und geben sie wieder ab.

Das Paradies leidet jedoch darunter, dass ein weiterer Astronaut stirbt und seine Geliebte Martha nun mit zwei Männern alleine bleibt, die beide gerne mit ihr gemeinsam die Menschheit neu aufbauen würden: dem brutalen Pedro und dem Erzähler Jan. Um des Friedens im Paradies willens verzichtet Jan auf Martha, und eine neue Menschheit entsteht. Jedoch stellt Jan bei seinen Streifzügen fest, dass es sich hier nicht um eine junge Welt handelt, die es neu zu besiedeln gilt, sondern um eine sterbende Welt. Einzelne Artefakte zeigen, dass hier einst intelligente Wesen lebten, die Tiere scheinen eher plumper und hilfloser zu werden mit jeder Generation. Genauso geht es auch den Menschen, die Jan nur noch verächtlich „Zwerge“ nennt. Mit einem handfesten Sinn für alles Praktische, verschmähen sie Bildung und Kultur. Ihre Stärke liegt darin, mit dem Klima und der Tageslänge des Mondes besser klar zu kommen, doch körperlich und intellektuell degenerieren sie sichtlich. Sie können eine ganze zweiwöchige Nacht durchschlafen, werden aber mit jeder ihrer schnell wachsenden Generationen kleiner und dämlicher. Sie sind frühreif und vermehren sich in rasendem Tempo, so dass Jan während seiner Lebenszeit gleich drei solcher Generationen heranwachsen sieht. Ganz zuletzt, als er im hohen Alter sein Leben opfert, um der Erde einen Bericht der Expedition zu senden, stellt es sich heraus, dass die Nachfahren seiner Kollegen nicht die einzigen intelligenten Wesen auf dem Mond sind. Bei einer ihrer Expeditionen haben sie die anderen aufgestöbert und vermutlich einen Krieg angezettelt ...

Naja, wie man sich damals eben den Mond vorstellte. Auch wenn die Besiedlung des unwirtlichen Mondes kein Menschheitsziel mehr darstellt, so finde ich doch den psychischen Druck und die Sehnsucht gut beschrieben, die einen Weltraumkolonisten befallen müssen, wenn am Himmel die blaue Erde aufgeht.

¹ Wen die recht einfachen Berechnungen interessieren, der findet sie hier:

www.wissenschaft-schulen.de/sixcms/media.php/1308/WIS-2011-04OS-JulesVerne.pdf

Die Enttäuschung des Quartals war „*Traumprinz*“ von David Safier. Früher fand ich seine Romane unterhaltsam-spritzig, und als er noch über Religionen schrieb, eine nette Uminterpretation von Bekanntem. Aber dieser Roman ist die Art von Frauenroman, die ich gar nicht mag: Die Heldin ist übergewichtig, unsportlich, empfindlich und macht im entscheidenden Augenblick alles falsch. Beispielsweise diese typische Inkonsequenz: Entweder entferne ich meinen Damenbart oder ich lasse ihn stehen und muss damit rechnen, dass er andere stört. Aber sie tut nichts gegen die Gesichtsbehaarung, reagiert aber trotzdem zu Tode beleidigt, wenn jemand das Problem erwähnt. Andere ihrer Schwächen scheint sie zu lieben, denn sie kokettiert gerne damit und zieht sich selbst durch den Kakao. Dazu kommt noch einiger Klamauk z.B. wenn die Heldin nur mit einem Handtuch bekleidet durch Berlin fährt. Wie der Kontrolleur richtig feststellt, hat das Handtuch keine Taschen für eine Fahrkarte. Die Heldin fühlt sich ständig als das Opfer, die Getriebene. Wenn es ans Handeln geht, ist sie eine Egozentrikerin ohne Strategie. Sie macht einfach irgendetwas, bringt sich damit in Gefahr, und das ist auch die einzige Form von Heldenmut, zu der sie fähig ist: versehentliches Heldentum. „So weit hatte ich noch gar nicht gedacht“ ist einer ihrer häufigsten Sätze. Nelly Oswald nervt! Da wundert es dann niemanden mehr, dass sie ihrem Traumprinzen einen Korb gibt, als er ihr seine Liebe gesteht. Das ist unbedingt die richtige Strategie, wenn man endlich eine Beziehung haben will mit einem Mann, der perfekt ist. Sogar in lebensgefährlichen Situationen steht sie da und vergleicht die beiden Männer, die um sie werben, und bewertet diese hinsichtlich Heldenmut und Kussqualität. Sie selbst muss sich um die Zuneigung der Männer natürlich gar nicht bemühen, die himmeln sie ganz von selbst dafür an, dass sie so toll ist. Puh! Bisher war es nur ein vager Verdacht, dass David Safier eine Frau sein könnte, jetzt bin ich ganz sicher. Solche Heldinnen erschaffen männliche Autoren nicht, außer als Parodie. Aber für eine Parodie hätte man stärker auf die Tube drücken müssen!

Andrea Herrmann

Signale aus dem All

Fritz Kamin, Reporter der Bochumer Zeitung, saß in seinem Büro und tippte lustlos, aber unter Zeitdruck, einen Artikel über die neusten Abgaswerte in der Innenstadt. Wie sollte man so ein trüges Thema spannend aufbereiten? Da klingelte sein Telefon. Der Anrufer nuschelte irgendetwas, so als spräche er mit geschlossenem Mund.

„Hallo?“, fragte Kamin. „Wer spricht da?“

„Mein Name tut nichts zur Sache“, flüsterte ein aufgeregter junger Mann, der nun wohl näher an den Hörer gegangen war und es aufgab, seine Stimme verfremden zu wollen. „Ich habe wichtige Neuigkeiten für Sie. Wir haben eine Botschaft aus dem All empfangen.“

Solche Anrufe erhielt Kamin immer mal wieder, aber andererseits konnte er es sich auch nicht erlauben, einen Informanten auszulachen, der ihn als erstes anrief. Falls es denn wahr wäre!

„Woher wissen Sie das?“, hakte Kamin nach.

„Ähm, das kann ich Ihnen nicht sagen.“ Der Anrufer überlegte wohl, wie viel er preisgeben konnte, ohne seine Identität zu verraten.

„Hören Sie“, erklärte Kamin, „ich brauche eine verlässliche Quelle, um mich nicht zu blamieren. Ich sichere Ihnen unbedingte Anonymität zu.“

„Ich kenne einen Mitarbeiter der Bochumer Sternwarte, und der hat mir das erzählt.“

Kamin setzte sich aufrechter hin und nahm einen Stift zur Hand. „Das klingt gut. Was genau hat Ihr Freund gesagt?“ Das wäre seine erste wirklich sensationelle Story seit zwanzig Jahren.

„Wir haben Töne empfangen. Also, ich meine, mein Freund erzählt, dass die Sternwarte ...“

„Töne?“, fragte Kamin enttäuscht.

Schnell erklärte der Anrufer: „Schon eine ganze Weile, und wir sind sicher, dass sie etwas zu bedeuten haben. Alle anderen Quellen haben wir schon ausgeschlossen. Es sind keine Signale von der Erde. Die Botschaft kommt aus dem All, und sie wird ständig wiederholt. Das ist nicht einfach irgendein Rauschen!“

„Aber Sie wissen nicht, wie der Inhalt lautet?“

„Nein, die Nachricht ist noch nicht entschlüsselt. Aber dass außerhalb der Erde noch andere intelligente Wesen leben, die uns kontaktieren, das ist doch einen Zeitungsartikel wert, oder? Ich finde, das muss die Menschheit wissen. Sie hat ein Recht darauf.“

„Ja, sicherlich. Wann wird die offizielle Pressemitteilung der Sternwarte erscheinen?“

„Das ist es ja gerade!“, rief der Anrufer empört. „Sie haben beschlossen, das vorerst geheim zu halten.“

Kamin brach der Schweiß aus. Das klang nach einer heißen Information! „Was können Sie mir noch dazu sagen?“

„Die Quelle ist eindeutig lokalisiert. Die Töne kommen aus dem Sternbild der Lyra, der Leier.“

Kamin nahm sich vor, diese Sterne gleich im Internet zu suchen. Er fragte nach: „Hat Dr. Model die Entscheidung getroffen, die Öffentlichkeit nicht zu informieren?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Das sind Interna.“

„Wenn ich ihn anrufen würde, was bekäme ich von ihm zu hören?“

„Tun Sie's bitte nicht! Das könnte mich den Job kosten. Er hat ausdrücklich ...“ Er unterbrach sich. Dieser junge, eifrige Mann verplapperte sich ständig, aber das war Kamin gerade recht. Leider hatte der Anrufer keine weiteren Informationen mehr für ihn.

Kamin legte auf und begann sofort zu recherchieren. „Mit einer Entfernung von 25 Lichtjahren ist sie einer der nächsten helleren Sterne in der Umgebung der Sonne“, stand bei Wikipedia

über die Wega, den Hauptstern der Leier. Über Dr. Model, den Leiter der Abteilung „Multiwellenastronomie“, fand er im Internet heraus, dass er eigentlich momentan auf einer Konferenz sein sollte, auf der er gestern noch vorgetragen hatte. Irgendwas mit Rotverschiebungen. „Sieh mal an“, dachte Kamin, „der war wohl nicht mal zu Hause, als seine Jungs die Botschaft erhielten. Ist überstürzt von der Konferenz abgereist, um seinen Mitarbeitern Stillschweigen anzuordnen.“ Fritz Kamin hatte vor zwei Jahren mal an einer Führung an der Sternwarte Bochum teilgenommen und galt seither unter den Kollegen als der Weltall-Experte.

Bei seinen Recherchen fand Kamin auch heraus, für wie unwahrscheinlich gerade die Astronomen die Existenz außerirdischen intelligenten Lebens hielten. Man ging davon aus, dass dort ähnliche Lebensbedingungen wie auf der Erde herrschen mussten: Wasser, Atmosphäre, eine reiche Flora und Fauna.

Für alle Fälle rief Fritz Kamin den Leiter der Sternwarte an. Dieser war ein viel besserer Geheimnishaüter als der jüngere Mitarbeiter. „Nein, nein“, erwiderte dieser ganz entspannt. „Dabei muss es sich um einen Scherz handeln. Glauben Sie, wenn wir so eine sensationelle Beobachtung gemacht hätten, wären Sie der erste, der davon erfährt.“

Fritz Kamin tippte eine Zeitungsnachricht, nicht sehr lang, denn viele Informationen besaß er nicht. Der leitende Redakteur fand aber auch, dass der Artikel gut sichtbar oben auf die Titelseite musste. Sie würden die ersten sein, die darüber berichteten! Natürlich könnte es sich um eine Falschnachricht handeln, aber sein Vorgesetzter vertraute dem Gespür des erfahrenen Kamin und ging das Risiko ein.

Am Morgen erschien die Bochumer Zeitung, und am Nachmittag folgte die Pressemitteilung der Sternwarte. Ja, man habe durchaus eine Nachricht erhalten, die eindeutig nicht irdischen und nicht zufälligen Ursprungs sei. Man arbeite noch an der Entschlüsselung und könne darum wenig mitteilen. Auch die NASA habe ihre stärksten Anlagen auf die Wega in der Lyra gerichtet. Man würde die Öffentlichkeit natürlich auf dem Laufenden halten.

Fritz Kamin las die Nachricht, die Füße auf dem Tisch, und grinste. Ohne seinen Artikel hätten die ihr Geheimnis bestimmt noch länger für sich behalten.

Den ganzen Tag über wurde die Zeitung mit E-Mails und Anrufen geflutet. Die Bevölkerung wollte mehr wissen. Innerhalb von 24 Stunden war der ganze Planet Erde informiert. An manchen Orten auf der Welt brach Panik aus, denn man fürchtete wohl einen „Krieg der Welten“ oder einen „Independence Day“.

Viele räumten ihre Atombunker auf und ergänzten oder erneuerten die Vorräte. Wieder andere verstärkten die Schlösser ihrer Wohnungstüren. An anderer Stelle wurden Freudenfeste gefeiert. Man bereitete sich schon auf die Ankunft der Außerirdischen vor!

Die großen Wirtschaftsstaaten hielten zusammen mit den Entwicklungsländern eine Konferenz ab. Die Staatsoberhäupter der Staaten riefen die Bevölkerung zur Besonnenheit auf. Die Medien wurden dazu angehalten, keine Panik zu verbreiten. Es wurde auf sachliche Berichterstattung gedrängt.

Fritz Kamin berichtete indessen aus dem Ruhrgebiet. Noch immer arbeiteten die Wissenschaftler der Welt an der Entschlüsselung. Schließlich war man so weit. Fritz Kamin hielt die gesamte Botschaft in den Händen. Da war eine Zeichnung, die die Bewohner des

Planeten im Lyra-System von sich angefertigt hatten. Sie ähnelten im Körperbau den Menschen auf der Erde. Weiter waren Grußworte gesendet worden und Daten des entsprechenden Planeten, der Erde ähnlich.

Allerdings war man dort noch nicht in der Lage, die Erde aufzusuchen. Die Außerirdischen waren zwar weiter in ihrer technischen Entwicklung, kamen jedoch über das Lyra-System nicht hinaus. Es würde wohl noch einige Jahre dauern, bis man einander besuchen konnte.

Inzwischen hatte man von der Erde aus eine Botschaft geschickt, aber es würde Jahre dauern, bis sie im System der Lyra ankommen würde. Man war trotzdem froh, dass man nun nicht mehr allein im All war.

Fritz Kamin hatte seinen Bericht geschrieben und dem Chefredakteur vorgelegt. Der hatte ihn abgesehen, und dann konnte das Ganze in den Druck gehen. Dazwischen wurde er immer wieder ans Telefon gerufen. Besorgte Bürger meldeten sich, und auch mancher Scherzbold war dabei, der sich als Außerirdischer zu erkennen gab. Manchmal berichteten die Leute auch von seltsamen Lichtreflexen in der Nacht oder fliegenden Maschinen.

Teilweise herrschte Aufbruchstimmung und teilweise die Sicherheit, dass die Fremden nicht so mir nichts, dir nichts zu Besuch kommen konnten. Vielleicht gab es dann wirklich einen „Krieg der Welten“. Man musste und konnte sich nur langsam annähern.

Fritz Kamin schwitzte. Das Telefon läutete am laufenden Band. Andauernd kamen Anfragen. Was bei seinen Kollegen beim Fernsehen und Rundfunk erst los sein musste! Wieder läutete es, und er nahm ab.

„Werden wir zu Arbeitsklaven gemacht und eingesponnen?“, fragte der Anrufer, nachdem er sich vorgestellt hatte.

„Wohl zu viele Science Fiction gesehen“, dachte Fritz Kamin. Er antwortete: „Bis jetzt haben wir nur Kontakt mit den Außerirdischen, und wenn sie uns versklaven wollten, würden sie nicht erst Botschaften senden und sich vorstellen.“

Das schien dem Anrufer einzuleuchten. Er bedankte sich und legte auf. Fritz Kamin atmete durch.

Es war jetzt eine Woche her, seitdem die Sternwarte Bochum die Signale aufgefangen hatte. Die Lage hatte sich halbwegs beruhigt, aber es kamen immer noch Anrufe. Fritz Kamin hatte einen Bekannten beim Fernsehen in Hamburg, mit dem er sich hin und wieder in Verbindung setzte. Dieser berichtete ihm, dass es laufend so viele Telefonanfragen gab, dass man sogar neue Leitungen schalten musste und Extrakräfte einstellen.

In den Sendungen wies man immer wieder darauf hin, dass die Fremden aus der Lyra friedvolle Absichten hätten. Aber nicht jeder schien es zu glauben. In New York schoss ein Mann auf Jugendliche, die sich als Außerirdische verkleidet hatten.

Fritz Kamin begann einen Artikel über eine geplante Zusammenarbeit mit den Fremden aus der Lyra zu schreiben. Das Telefon hatte er zur Sekretärin umgeleitet. So konnte er in Ruhe arbeiten. Wenn ein Planet 25 Lichtjahre entfernt ist, benötigt eine Nachricht auch mindestens 25 Jahre dorthin. Das konnte also lange dauern, bis die Bochumer Sternwarte auf ihre Funksprüche Antwort erhielt. Kamin hatte aber erfahren, dass die Amerikaner daran arbeiteten, eine schnellere Verbindung aufzubauen. Schneller als das Licht? Er rief seinen

Freund Robert beim Fernsehen an. Der bestätigte Kamins Kenntnisse: Laut Relativitätstheorie ging das doch gar nicht! So legte er auf und schrieb weiter.

Die NASA arbeitete zu diesem Zeitpunkt tatsächlich an einer Methode, schneller als die Lichtgeschwindigkeit zu senden. Von der NASA wurde der bemannte Flug zum Mars vorangetrieben. Die Gelder wurden jetzt großzügiger genehmigt. Man wollte den Außerirdischen in nichts nachstehen.

Aber auch Unmut wurde laut. Da verhungerten noch Millionen von Menschen auf der Erde, und das ganze Geld wurde in das Projekt „Lyra“ gepumpt! Es bildete sich eine große Bewegung in den USA, die der Hungernden gedachte und protestierte. Sie fanden viele Anhänger in Europa und der übrigen Welt.

Gleichzeitig hofften die Wissenschaftler, Regierungen und Journalisten, dass die Außerirdischen der Erde bei der Lösung ihrer Probleme wie Hunger und Klimaerwärmung helfen könnten.

Fritz Kamin hatte Dr. Model am Telefon. Der berichtete ihm über die Schritte, die die Sternwarte mit der NASA plante. „Na, da habe ich wieder was zum Schreiben“, sagte Fritz Kamin. Er dankte Dr. Model und legte auf. Er setzte sich und begann seinen neuen Artikel zu tippen. Ab und an erschien die Sekretärin, um Leserfragen an ihn weiterzugeben. Er hatte sich verschiedene Bücher über das All geholt und beantwortete alle Fragen, so gut es ging.

Man hatte damit begonnen, eine provisorische Weltregierung einzurichten. Vorläufig geschah das in New York, wo man die Gebäude der UN nutzte. Später wollte man nach Johannesburg, Südafrika umsiedeln. Die ESA arbeitete indes noch enger mit der NASA und den Russen zusammen. Bald sollte es eine Dachorganisation geben, und auch die verschiedenen Weltrauminstitute sollten zusammengelegt werden.

Es verging nicht ein Tag, an dem nicht neue Meldungen auf den Tisch kamen über die Wirkungen, die die Botschaft der Außerirdischen ausgelöst hatte. Das führte dazu, dass Fritz Kamin kaum noch zu Hause war und meistens in der Redaktion. Er hatte schon lange um Unterstützung gebeten. Die würde er bald in Form einiger Mitarbeiter bekommen. Doch vorerst musste er sein Büro aufräumen, in dem sich Bücher und Berichte durcheinander stapelten.

Die Menschen hatten sich überwiegend an den Gedanken gewöhnt, nicht mehr allein im All zu sein. Selbst bis in den entferntesten Ecken der Erde war die Nachricht vorgedrungen, und jeder Buschmann oder jeder Eskimo wusste Bescheid. Überall gab es Partys und Feiern, aber auch die Zahl der Selbstmorde war gestiegen.

Fritz Kamin bekam endlich Verstärkung. Eine junge Frau, ein älterer Kollege und er bildeten das neue Ressort „Weltraum“. Die Neuen arbeiteten sich schnell ein und unterstützten ihn bei seinen Telefonaten, Recherchen und Artikeln. Vorläufig schafften sie die Arbeit, da auch die Sekretärin ihnen einiges an Arbeit abnahm. Aber langfristig musste man sehen, ob die Abteilung erweitert werden musste. Fritz Kamin und seine Mitarbeiter hatten alle Hände voll zu tun, die Ereignisse, die ständig auf sie zukamen, zu verarbeiten und darüber zu berichten. Da war der Flug zum Mars, der nun in näherer Zukunft stattfinden sollte. Zunächst plante man, eine Station auf dem Mond zu errichten.

Während das Projekt „Lyra“ gut vorankam, überlegten sich die Mächtigen dieser Welt auch etwas für die sogenannte Dritte Welt. So wurde die Entwicklungshilfe weiter ausgebaut. Man bohrte zum Beispiel mehr Brunnen in der Wüste, als man es vorher getan hatte. Und es verging kein Tag, wo nicht irgendwo ein Konzert oder eine Veranstaltung stattfand, mit deren Einnahmen man Schulen und sonstiges in den Entwicklungsländern errichtete. Die Bedürftigen sahen es mit Freuden. Fritz Kamin kam es so vor als schäme man sich plötzlich vor den Außerirdischen für die bisherige Misswirtschaft auf der Erde.

Die Mitarbeiter der NASA und die ganze Weltbevölkerung warteten gespannt. Sie hatten vor einigen Tagen eine Botschaft zur Lyra geschickt. Und zwar hatte man dazu Hyper-Radiowellen benutzt, für die sie eine Anleitung von den Bewohnern dort erhalten hatten. Dieses Projekt „Hyper Radio“ unterstand direkt dem Präsidenten der Vereinigten Staaten. Der Leiter der Gruppe hieß Mc Loy und war ein bereits ergrauter Endvierziger.

Über alle Fernseh- und Youtube-Kanäle ging die Aufnahme der Stimme, die man von der Lyra empfing: „Wir grüßen euch, Erdlinge. Dank eurer und unseren Mühen können wir nun miteinander kommunizieren. Von den Problemen, die ihr uns geschildert habt, hatten wir auch einige. Die Hungersnot und Ressourcenknappheit sind bei uns dank Wiederverwendung und Gerechtigkeit besiegt. Eine Klimaerwärmung hatten wir zum Glück nie, weil wir von vornherein auf regenerative Energien gesetzt haben. Wie ihr uns mitteiltet, wollt ihr auf einen eurer Nachbarplaneten, den Mars. Wir schicken euch anbei eine Bauanleitung eines alternativen Antriebssystems. Es bringt euch schneller dahin und um Jahre vorwärts. Leider sind wir noch nicht in der Lage, unser Sternensystem zu verlassen. Wir stehen jedoch kurz davor. Wie gesagt, wir sind eure Freunde!“

Die Nachricht endete, und dann kamen Formeln über den Bildschirm, die der Computer speicherte. Der Bildschirm wurde danach wieder schwarz, und auch der Lautsprecher schwieg. „Dann wollen wir uns daran machen, die Formeln auszuwerten. Danach werden wir wieder eine Antwort verfassen“, sagte Mc Loy und lächelte zufrieden vor sich hin. Dieser Gesichtsausdruck ging um die Welt, zusammen mit der Botschaft.

In einem Interview betonte Dr. Model Kamin gegenüber, dass sie diejenigen gewesen seien, die die ersten Signale von der Lyra erkannt hatten. Das könne man nicht oft genug wiederholen, weil es sonst bald vergessen würde. Er war sehr unzufrieden damit, dass die Amerikaner ihnen die Geschichte aus der Hand genommen hatten. „Das hat man nun von seiner Kooperativität!“, beklagte er sich.

In Hamburg fand erneut eine Kundgebung statt. „Ihr seid willkommen“ und „Freundschaft mit den Außerirdischen“ war auf den Plakaten und Sandwiches zu lesen. Es war eine von vielen Demonstrationen, die täglich auf der Erde stattfanden. Die Teilnehmenden hofften, dass die Sternwarte die Aufnahmen ihrer Grüße ins All sende.

Aber auch hier gab es Gegner, die die Veranstaltung störten. „Wir wollen allein im All bleiben“ und „Wir lassen uns nicht unterjochen“ stand auf ihren Bannern zu lesen. Die Polizei hatte alle Hände voll zu tun, um die beiden Gruppen auf Distanz zueinander zu halten. Schließlich löste sich das Ganze auf und man ging friedlich nach Haus.

Fritz Kamin brummte der Kopf. Er meldete sich bei seinen Kollegen ab, er wolle Recherchen in der Fußgängerzone machen für einen Artikel mit dem Titel „Die Außerirdischen und der Alltag.“ Er wusste, seine Mitarbeiter kamen auch ohne ihn zurecht. Er würde am Nachmittag durch die Fußgängerzone schlendern, um sich das Leben und Treiben dort anzusehen. Er musste dringend raus aus der stickigen Bude mit den Sternbildern und astronomischen Postern an jeder Wand. Es war sechzehn Uhr, als er mit der Straßenbahn fuhr. Der Wagen war mäßig voll, und einige Leute lasen Zeitung mit der Botschaft von der Lyra, den Formeln und Mc Loy auf den Titelseiten. Er fuhr bis zum Hauptbahnhof und stieg hier aus. Das Treiben war wie immer, nur in der Bahnhofspassage verkaufte ein neuer Stand Modellraumschiffe aus Plastik.

Als er aus dem Untergrund auf den Bahnhofsvorplatz trat, blendete ihn zuerst die Sonne. Er ging daher schnell in den Schatten. In den Schaufenstern sah er überall Anspielungen auf die Fremden von der Lyra. Hier wurden sie auf Pappschildern begrüßt, dort hingen kleine Modellraumschiffe, ähnlich wie die, die er schon in der Passage gesehen hatte.

Er kam zum Einkaufscenter, hier war das gleiche Bild. Kleine Kinder, an der Hand der Eltern, hielten in der freien Hand ebenfalls Raumschiffe. Die Außerirdischen waren allgegenwärtig, obwohl sie tatsächlich noch Lichtjahre entfernt waren.

Am Marktplatz befand sich eine Gruppe mit einem Informationsstand, die aufgeregt mit Passanten diskutierte. Fritz Kamin trat näher. „Und wenn sie doch kommen, um uns zu erobern?“, fragte gerade eine junge Frau einen älteren Mann mit grauem Bart. „Dann würden sie uns wohl kaum an ihren technischen Errungenschaften teilhaben lassen“, antwortete dieser. Fritz Kamin nickte und ging weiter. Die Außerirdischen waren überall Thema. Auch als er sich auf einen Kaffee in ein Straßencafé setzte, hörte er am Nachbartisch, wie sich ein junges Paar darüber unterhielt und sich fragte, ob es Sinn mache, noch Kinder zu bekommen. Er wusste nun genug, klappte seinen Laptop auf und begann zu schreiben. Er war nicht der einzige, dessen Leben die Außerirdischen völlig verändert hatten.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Ein Abend im Juni. Momentaufnahmen

Abends in Kienbaum. Stille. Die Häuser der Dorfstraße ducken sich unter der Last ihrer Dächer. Das Straßenpflaster glänzt noch vom Regen. Kienbaum ist ein heimlicher Ort, verborgen in den Jahrhunderten. Gerhart Hauptmann ist hier dem „roten Hahn“ nachgegangen, der sich gerade auf der Kirchturmspitze seine Flügel trocknet. Wir streifen durch das nasse Gras des Kirchhofs auf der Suche nach dem Maulbeerbaum. Grün-grün. Ein Pfeifenstrauch schüttet seine Schneeglöckchen auf den Weg. Das Kirchlein steht wie im Dämmer-schlaf. Gefunden. Der Baum uralt – ein knorriger Riese mit ausgehöhltem Stamm. Wir schauen durch ein „Baumfenster“, dem ein zweites genau gegenüberliegt. Vor der hinteren Öffnung hängen drei Blätter, die ein Strahl der Abendsonne in Gold taucht.

Rosa Abendwölkchen wie hingetupft. – Rosenblätter am Himmel. Die Luft so würzig, dass man sie kauen möchte. Der Damm der stillgelegten Ziegeleibahn führt in schnurgerader Linie zum Mühlenfließ. Rechts das Dorf, links ein Feld mit reifendem Korn, eingerahmt von Kiefernheide. Regennasse Gräser streifen unsere Beine. Die blauviolett-blauen Blütentrauben der Vogelweiden lachen uns an. Noch hundert Meter bis zu den Stufen, die zum Fließ hinab führen. Ein Steg verbindet die verkrauteten Ufer. Am Waldrand schemenhaft die alte Steinbogenbrücke. Sie trägt den Landweg von Kagel nach Herzfelde auf ihrem Rücken. Als das Fließ noch nicht begradigt war, folgte ein dichtender Knabe seinem Lauf und fand wundersam geformte Steine. Waldumrahmt ruht der Tonsee und wartet auf die Nacht. Fischköpfe schnellen empor, tauchen wieder ab und hinterlassen Kreise auf der Wasseroberfläche. Ein winziger Silberstreif entpuppt sich als Insekt. Fledermäuse jagen lautlos vorbei. In den Bäumen verstummen die Vögel. Am gegenüberliegenden Ufer steht wie festgewachsen ein Angler. Spiegelkarpfen soll es hier geben, und Hechte. Als vor Jahrzehnten das Wasser abgelassen wurde, um noch einmal an den Ton heranzukommen, haben die Männer aus dem Dorf die Fische mit den Händen aufgesammelt. Heute wird niemand mehr den See stören. Auch nicht die hier lebenden Elfen, die einmal in hundert Jahren ihre mondfarbenen Schleier über der Lichtenower Dorfstraße lüften.

Vollmond über Feld und Wiese. Kirch- und Spritzenhausturm wachen über das schlafende Dorf. Schattenhaft die Umrisse der Häuser. Nur das eine, das reich verziert ist, leuchtet in magischem Schein. Nahe der Feldsteinmauer – noch ein Maulbeerbaum. Der König mit den zwei Gesichtern hat einst Millionen davon anpflanzen lassen: Wunderbäume mit Perlenschnüren als Früchten. Kein Windhauch bewegt seine Äste, aus den Gärten dringt kein Laut. Die Erde atmet tief.

Edda Gutsche

ist freischaffende Autorin und Publizistin und widmet sich der sogenannten kleinen Form. Sie hat diverse Kurzgeschichten und Gedichte in Anthologien und Literaturzeitschriften veröffentlicht. 1999 erschien ihr Prosaband „Geißblattgeflüster“. Als Sachbuchautorin hat sie mehrere Bücher und Artikel zu kulturhistorischen und landeskundlichen Themen publiziert.

Traumbild

Ich suche nach dir,
aber kenne dich nicht.
Gehe jeden Tag durch die Straßen,
klopfe an verschlossene Türen,
blicke in jedes Gesicht,
doch gefunden
habe ich dich noch immer nicht.

Ruhelos getrieben,
in vielen Versen geschrieben,
meine Sehnsucht.

Nach unruhigen Nächten,
aus meinen Träumen erwacht,
ist wie schon so oft,
das Gesicht, was ich sah,
langsam verblasst.
Doch ich werde dich finden,
das alleine gibt mir die Kraft.

Angelika Schranz

*geb. am 15.01.1955 in Marburg an der Lahn, wo ich auch heute noch mit meiner Familie lebe.
Ich schreibe Lyrik, Prosa und Kindergeschichten. Mehrere Veröffentlichungen im Epla-Verlag,
in der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte, Frankfurter Bibliothek Brentano Gesellschaft, in
verschiedenen Anthologien, zuletzt in der Lyrik-Bibliothek Literareon, im Czernik-Verlag Lyrik
heute und in der Zeitschrift Veilchen.*

Haikus – dreisprachig

Wie Sonnenstrahlen
die Blüten des Löwenzahns
im Nachbargarten

Like sunbeams
the flowers of the dandelion
in the neighboring garden

Como rayos de sol
las flores del diente de león
en el jardín vecino

Betörender Duft
vom Fliederbusch im Garten
Nektar für Hummeln

Beguiling scent
from the lilac bush in the garden
Nectar for bumblebees

Aroma seductor
del arbusto lila en el jardín
Nectar para abejorros

Gert W. Knop, Pseudonym: André Steinbach

Nachts im Park

Sterne ziehen ins Leere hinter Wolkenrändern.
Die Nacht hat erst begonnen.
Nur einsam am Wegesrand
wirft eine Laterne kleine Schatten.
Jetzt nach dem Regen
breitet sich Duft aus von Rosen und Jasmin.
Ganz in der Ferne Hundegebell,
doch ich genieße die Stille im Park,
wo Bänke jetzt verlassen sind.
Kein Widerhall meiner Schritte stört die Nacht.
Der Sand auf den Wegen dämpft alle Geräusche.
Insekten fliehen der Dunkelheit
im Tanz um das Licht.
Ich atme Natur,
den frischen Duft der Nacht

Gert W. Knop, Pseudonym: André Steinbach

Jahrgang 1943. Graphikstudium an der Freien Akademie und Werkkunstschule Mannheim. Lehrer für Lithographie, Holz- und Linolschnitt an der „Universidad del Norte“, Antofagasta, Chile. Studium der tropischen Agrarwirtschaft in Deutschland und Schottland (University of Edinburgh). Michotouchkine-Preis für Graphik 1992 und PITCO-Preis für Graphik 1993 in Port Vila, Vanuatu. Graphiken im neorealistischen Stil. Längere Arbeitsaufenthalte in Israel, Sri Lanka, Papua Neuguinea, Vanuatu und Chile. Schreibt Lyrik, Kurzgeschichten, Essays und Dramen auf Deutsch, Englisch und Spanisch.

Die Biene im Kelch.

es gab einen zarten und wie Apollzähre
museholden Zauber-Moment mit der Schwermut
als sich goldige Imme an edle Rose
voll Traumpracht in lieben Blütenkelch setzte nur

damals lächelte ihr feenhaft sanfte Sonne zu
noch eine liebe morgendliche Strahlenanmut!
die Eule weilte die heimwärts bei Tagesanbruch
in den uralten Hain zu fliegen pflegte mit Mut

es war ein unendlich engelniedlicher Vorfrühling
ein zärtlicher wie Odem mit Kolibriduft Lenzmonat
und im hellen nächtlichen falterprachterfüllten Mondlicht
träumten Flurengeister sagenhaft mit Glanzphantasiezeit

vom Morgenstern und diese sagemumwobene Venus
prahlte mit der verträumten Biene mit schöner Heimatglut

weil sie was Urschönes wie Schmetterlingsgefühl erlebte
als wäre die Paradiesträumerin unendlich flügge

jene Biene war willens nur einen Tau zu genießen
ein paar Tropfen der Ewigkeitswasser zu sich zu nehmen
einfach trinkend und ihre Fittiche eintauchend
die Rose war von schönem Urwonnentraum ja allwissend

gleich nachdem der Kerf auf den lauen sanften Tau hinsah
erblickte er dort ein winziges Zauber-Spiegelein

durch den Spiegel beobachtete die Biene ewiglich traumvolle Natur
den Lenz-Nix verborgen aus einer anderen Welt als die Ontologiespur

das war die unendlich niedliche aarhaftige Ewigkeit
so ein Schwermutsland einer lenzhaften Träumerei-Zauberei

der Nix mit der Harfe war ein junger Musendichter
jener Jüngling fürwahr mit tausend warmen Herzenslichtern

und die Biene träumte wie Apollreiter
über Lenzmond bis in den April hinein

indes die Seele der Biene ward zart
bereit zum Sternflug und Ambrosien wert

die Weile im Rosenkelch und die Beobachtung des Nixes
verzauberten für immer den ewigen Traum von dem Vorlenz

Paweł Markiewicz

Cheritas

mourn and forget

the mossy tombstone became a nest
of a sparrow from an enchanted world

the sparrow and tombstone have an ancient soul
which enjoys a rainy day
and sun – a friend of the morning star

.....

Trauern und vergessen

der moosige Grabstein wurde zu einem Nest
eines Spatzen aus einer verzauberten Welt

Spatz und Grabstein haben eine uralte Seele
die einen regnerischen Tag genießt
und Sonne – einen Freund des Morgensterns

Pawel Markiewicz

*Pawel Markiewicz,
wurde 1983 in Siemiatycze (Ostpolen) geboren. Er ist Jurist und Germanist, der die Lyrik aus Leidenschaft schafft. 2016 wurde sein deutschsprachiger Gedichtband „Der Lenzgeist ist wie Nektar in mir“ veröffentlicht. Er schrieb sehr viele Gedichte, die in mehr als 30 deutsche Lyrikanthologien aufgenommen wurden. Seine Gedichte in drei Sprachen sind in acht Ländern abgedruckt worden. Ferner ist er Autor von Essays über Haikus in Englisch. Pawel Markiewicz hat seine Gedichte im Tajmahal Review in Indien sowie einem Buch des Moonstone Arts in Philadelphia in den USA veröffentlicht.*

Rezension: „Glückspilze“ von Gerd Egelhof

Das neueste Buch von Gerd Egelhof klingt nach Sommer, Liebe, Erotik, Lebenslust. Wie in seinen Frühwerken ist der Autor wieder zum Glück zurückgekehrt. Er besingt den Sonnenstrahl im grauen Alltag, die Schönheit von nebenan, den Zauber zufälliger Begegnungen und eines Wiedersehens nach langer Zeit. Ungeniert starrt er den Vollblutweibern auf den Busen und auf den Knackpopo. Das Leben ist eine Pyjamaparty.

Da gibt es beispielsweise die schöne Frau mit dem Fahrrad: „Stop! Halt an! Ich muss dir unbedingt etwas sagen!!! [...] Sie war weg. Was konnte ich tun? Mein Gefühl sagte mir, dass sie es war, die ich schon seit Jahren suchte. In der S-Bahn haben sich unsere Wege vereint, haben sich unsere Koordinaten gekreuzt. [...] Ich habe auch ein Recht auf meine persönliche Traumfrau. Du bist es, schöne, warme, weiche, junge Frau mit dem Fahrrad. Ich weiß es genau. Wann sehen wir uns wieder? Wir müssen uns wiedersehen!“

Zwischen den Menschen knistert es, donnert es, funkt es, kracht es. Gibt es Freundschaften, die nie enden? Lässt eine Beziehung noch Zeit für Freundschaften? Warum macht Fremdgehen keinen Sinn?

Abwechselnd romantisch, nachdenklich und zum Schmunzeln unterhält dieses Buch die Leserin oder den Leser. Ein wenig schade ist das traditionelle Frauenbild mit den Frauen, die versorgt werden wollen. Aber vielleicht gibt es die wirklich noch viel zu oft. Die einzige Frau, die hier ihr eigenes Geld verdient, ist die Schauspielerin.

Da Gerd Egelhof oft in der ersten Person schreibt, wirken viele Geschichten autobiographisch. Die eine oder andere kennen wir in anderer Form auch schon aus einem seiner früheren Bücher.

Gerd Egelhof: „Glückspilze“
Verlag make a book, 2019
Taschenbuch, 206 Seiten
ISBN 978-3-96172-047-7

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	21.07.2019	31.07.2019	31.07.2019
Name	Love- & Thrill-Literatur-ausschreibung 2019	Geistergeschichten	Dresdner Lyrikpreis 2020
Genre	Roman: Liebesroman, Familiensaga, Thriller (unveröffentlicht)	Phantastik-Geschichte, Fantasy, Sage, Urban / Rural Fantasy (unveröff.)	Lyrik
Thema	mitreißender Roman mit aktiven Protagonist-Innen; emotional, viel Handlung, Dialogen und originellem Plot	Geister, „Nacht-hösligeist“/ „Nacht-wäschegeist“; mit einer witzigen, legeren oder wunderbarlich-absurden Note	
Umfang		Maximal 15.000 Zeichen	6-10 Gedichte
Form	Roman samt Exposé und Kurzvita als PDF oder Word; Vorlage von Webseite (s.u.)	hochdeutsch, mit Bezug zur Schweiz; Kurzvita mit Kontaktdaten; doc/ docx; rtf; odt (kein pdf)	Siebenfach gedruckt, anonym mit Kennwort; Bibliographie mit Anschrift und Kennwort
Preis	Vertrag mit 2.500 € Garantiehonorar oder Agenturvertretung in der Leselupeliteraturagentur	Veröffentlichung der besten zehn in einer Fantasy-Anthologie, zwei Gratis-Exemplare	5000 €
Teilnehmer			Autor/innen, die in Europa leben und deutsch oder tschechisch schreiben: Eigenbewerbung oder Vorschlag durch Verlag, Herausgeber, Verein; mindestens drei Veröffentlichungen in den letzten zwei Jahre (kein Eigenverlag)
Veranstalter	Leselupe.de und FeuerWerke Verlag		Oberbürgermeister von Dresden
einsenden an	literaturausschreibung"at"leselupe.de mit Betreff „Love- & Thrill-Literaturausschreibung 2019“	contact"at"ossarium.ch mit dem Betreff „Geist“	Literaturhaus Villa Augustin, Andrea O'Brien, Dresdner Literaturbüro e.V., Antonstraße 1, D-01097 Dresden
nähere Informationen	www.leselupe.de/ausschreibung2019.php	https://ossarium.ch/index.php?contentID=ausschreibungen	www.dresdner-lyrikpreis.org/ Tel. +49 (0)351 804 5087

Datum	15.08.2019	25.08.2019	30.08.2019
Name	Fast menschlich - SF Anthologie	Schreibwettbewerb FutureBrain zum Wissenschaftsjahr 2019 – Künstliche Intelligenz	EuroNatur-Schreibwettbewerb
Genre	Science Fiction Kurzgeschichte für Erwachsene (unveröffentlicht)	Kurzgeschichten; Science Fiction bis Fantasy, Roboter-Romanze bis Near-Future-Thriller	Gedichte, Kurzgeschichte, Essay (unveröffentlicht)
Thema	Was macht uns menschlich? Was macht Leben aus? Was unterscheidet sie am Ende künstliche Intelligenzen und Androiden von uns?	Künstliche Intelligenz	Naturbezug zum Thema „Über Grenzen“
Umfang	15.000-30.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen); nur eine Geschichte	3.000-15.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen)	Max. 5000 Zeichen
Form	Schriftgröße 12pt, Times New Roman, links-bündig, keine Formatierung außer Kursiv; Formate: doc, docx, odt; Name, Adresse und E-Mail unten auf Manuskript; Dateiname: 'Nachname. Geschichtentitel. Fastmenschlich'; Vita + Bibliographie separat	Deutschsprachig; gängiges Textformat (.doc, .docx, .rtf, .odt) und möglichst kein pdf; Teilnahmebogen von Webseite (s.u.)	
Preis	Autorenvertrag mit Honorar, ein Freiexemplar und auf Wunsch weitere zum Autorenpreis	Sachpreise sowie eine Veröffentlichung in einem E-Book im Heyne Verlag und Einladung zur Lesung	Sachpreise für die ersten drei Plätze; der Gewinnerbeitrag wird im EuroNatur-Magazin abgedruckt
Teilnehmer		Autor/innen von 12-26 Jahren	
Veranstalter	Christoph Grimm und Eridanus Verlag	Wissenschaftsjahr 2019 und das Onlinemagazin www.LizzyNet.de	EuroNatur Stiftung
einsenden an	fastmenschlich.eridanus "at"christophgrimm.com	per E-Mail an redaktion"at"lizzynet.de	Schreibwettbewerb "at"euronatur.org
nähere Informationen	eridanusverlag.de/ausschreibungen.html	www.lizzynet.de/wws/futurebrain-wettbewerb.php	www.euronatur.org/schreibwettbewerb

Datum	31.08.2019	31.08.2019	31.08.2019
Name	Antho? – Logisch! Literaturpreis	1. Schreibwettbewerb Mehlemer Pfiff	Wachtberger Kugel – Preis für komische Lyrik
Genre	Erzählung	Essay, Kurzgeschichte, Poesie, Romanauszug (unveröffentlicht)	Komische Lyrik (heitere, witzige, komische Gedichte) (unveröff.)
Thema	Heldengeschichten		
Umfang	Max. 7 Normseiten, nur ein Text pro Autor/in	Max. 15.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen)	mehrere Gedichte, max. 5.000 Zeichen (ohne Leerzeichen)
Form	in 4facher Ausführung, kopierfähig (nicht handschriftlich); A4 einseitig bedruckt, paginiert, ungeheftet; Manuskript anonym mit Kennwort; separat in Umschlag mit Kennwort Kurzvita (max. 12 Zeilen) und Veröffentlichungs- liste	Deutschsprachig oder deutscher Dialekt; anonym mit Name, Alter, Kontaktdaten auf Extrablatt	Deutschsprachig; Arial, 12 Punkt, mind. 1,25 zeilig; anonym mit Kennwort; Datei namens »Person« als E- Mail-Anhang oder Umschlag mit Name, Anschrift, Telefon, E- Mail, Kennwort, Titel der Gedichte; Kurzbio- graphie 300 Zeichen; Gedichte in einer einzigsten Datei »Gedichte«; doc und pdf
Preis	1.) 750 €, 2.) 500 €, 3.) 250 €; Freixemplar der Anthologie		insgesamt 1.200 €; Veröffentlichung in Anthologie
Teilnehmer			Mind. 18 Jahre alt
Veranstalter	Antho? – Logisch!, Stadt Fürth und Axel Dielmann Verlag Frankfurt	Heiland- Kirchengemeinde	DiWa – Dichtung in Wachtberg e.V.
Einreichen an	Antho? – Logisch!, c/o Marco Frohberger, Postfach 62 06, D-90728 Fürth, Kennwort: Literaturwettbewerb	„Schreibwettbewerb“ an Heiland- Kirchengemeinde, Domhofstr. 43, D-53179 Bonn oder per E-Mail (PDF) an schreibwettbewerb “at”heilandkirche.de	Lyrik”at”wachtberger- kugel.de oder »Wachtberger Kugel«, Herbert Reichelt, Am Rosenhain 21, D-53343 Wachtberg
nähere Informationen	http://antho-logisch.de/ wp-content/uploads/ 2019/05/Ausschreibung- Helden.pdf	www.heilandkirche.de/ schreibwettbewerb/	www.wachtberger- kugel.de/wachtberger- kugel/der- ausschreibungstext/ Lyrik”at”wachtberger- kugel.de

Datum	31.08.2019	15.09.2019	30.09.2019
Name	Polly Preis für politische Lyrik 2019	b-bobs-Literaturpreis für Menschen mit Behinderung	Stefan Hölscher & Geest-Verlag – Gedichtwettbewerb 2019/2020: Fließen der Identitäten
Genre	politische Lyrik	Geschichte, Märchen, Tagebucheintrag, Brief, Gedicht, etc.	Lyrik, Aphorismen und autobiographisches Schreiben (unveröff.)
Thema	Auf zum letzten Gefecht!	Es hört sich an wie eine Melodie	Fließen der Identitäten
Umfang	bis zu 3 Gedichte	Max. 5 A4-Seiten	bis zu drei Gedichte auf maximal 5 A4-Seiten
Form	Deutschsprachig; mit Kurzbiographie; in einer gebräuchlichen Dokumentenform	Name, Anschrift (möglichst auch Mailadresse) und Alter	Arial 12, 1,5-zeilig in deutscher Sprache; als docx, anonym, mit Codewort; Dateiname = Codewort; im Mail-Text: Anschreiben, Titel der Gedichte, Name, Adresse und Codewort; weiterer Anhang: Kurzbio-bibliografie mit Codewort rechts oben
Preis	1.) 1.000 €, 2.) 500 €, 3.) 250 €; Freixemplar der Anthologie	1.) 250 €, 2.) 150 €, 3.) 100 €, 4.-10. Preis Buchpakete	1.) 300 €, 2.) 200 €, 3.) 100 €; Anthologie-Veröffentlichung
Teilnehmer		Menschen mit Behinderung	
Veranstalter			Geest-Verlag
einsenden an	per E-Mail und Anlage an contact"at"pollypreis.de	info"at"geest-verlag.de mit doc-Anhang, Stichwort ‚Es hört sich ...‘ oder Brief an Geest-Verlag, Wettbewerb ‚Es hört sich an wie ...‘, Lange Straße 41 a, D-49377 Vechta	info"at"geest-verlag.de mit Betreff Identitäten oder per Brief an den Verlag ebenfalls mit dem Betreff Identitäten: Geest-Verlag, Lange Straße 41 a, D-49377 Vechta
nähere Informationen	www.zugetextet.com/?p=5153 http://pollypreis.de/	http://geest-verlag.de/ausschreibungen/2-b-bobs-literaturpreis-f%C3%BCr-menschen-mit-behinderung-thema-es-h%C3%B6rt-sich-wie-eine	http://geest-verlag.de/ausschreibungen/stefan-h%C3%B6lscher-geest-verlag-gedichtwettbewerb-20192020-flie%C3%9Fen-der-identit%C3%A4ten

